

Ausgrenzung nach 1936

Das Pädagogische Zentrum und das Eintracht-Museum bilden Geschichtslehrer fort

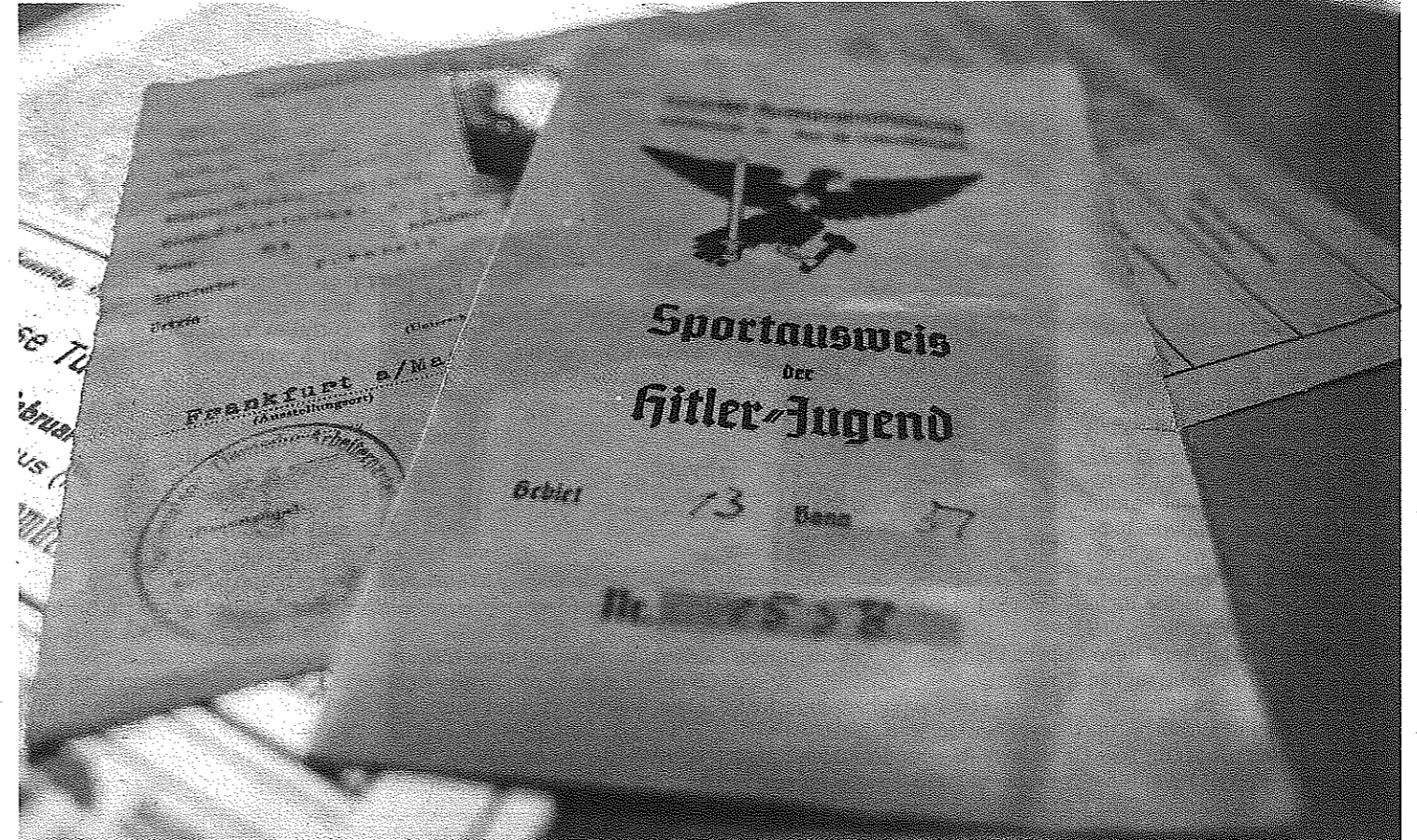
Von Timur Ting

Martin Liepach behandelt in seinem Geschichtsunterricht mit der Oberstufe jedes Jahr das Thema Gleichschaltung – die Anpassung der staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen an die politisch-ideologischen Ziele der Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDAP). „Bei den Schülern besteht häufig die Vorstellung, dass mit der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 schon alles gleichgeschaltet war“, berichtet Liepach, „es war aber ein Prozess.“

Liepach, nicht nur Lehrer an der Liebigschule, sondern auch Mitarbeiter des Pädagogischen Zentrums Frankfurt, einer Institution des Fritz Bauer Instituts und des Jüdischen Museums Frankfurt, hat sich einen neuen Ansatz überlegt, um das Thema den Schülern lebensnaher zu vermitteln. Gemeinsam mit Matthias Thoma, dem Leiter des Eintracht-Museums, hat er eine Lehrerfortbildung konzipiert, die die Gleichschaltung am Beispiel von Eintracht Frankfurt beleuchtet.

„Im April 1933 kam die Order von oben, Juden und Marxisten in führenden Positionen aus dem Verein auszuschließen“, erzählt Thoma den rund 20 Lehrern, die im Eintracht-Museum an der Fortbildung teilnehmen. Mit den Mitgliedern sei der Verein dagegen ganz unterschiedlich umgegangen. „Bis 1936 können wir noch jüdische Mitglieder bei der Eintracht nachweisen“, berichtet Thoma. Erst nach den Olympischen Spielen in Berlin schloss der Verein alle jüdischen Mitglieder aus. 1940 führte die Eintracht den Arierparagrafen ein – vorher galt der Klub als „Judenverein“.

„Unser Blick liegt darauf, wie der Ausgrenzungsprozess abge-



Ohne Sportausweis der Hitlerjugend durfte ab 1936 niemand bei Eintracht Frankfurt Fußball spielen.

PETER JÜLICH

laufen ist“, erklärt Liepach seinen Kollegen. Was passiert nach 1933? Dabei soll nicht nur die Gleichschaltung als solche im Unterricht thematisiert werden, sondern auch der Blick auf die jüdische Perspektive gerichtet werden. „Gerade die jüdischen Vereine hatten in dieser Phase einen großen Zulauf“, sagt Liepach und verweist auf einen Artikel aus dem jüdischen Gemeindeblatt von 1936.

Die unterschiedlichen Quellen, wie alte Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Originaldokumente,

Bilder, Briefe, Ausweise der Hitler-Sportjugend sollten die Lehrer dafür nutzen, sich zu überlegen, wie man diese in den Unterricht einbauen kann.

Brücke zum Schulalltag

„Nicht nur die Materialien, sondern auch die Anregungen waren für mich sehr gut“, sagt Markus Beck. Der 43-Jährige arbeitet an der Peter-Paul-Cahensly-Schule in Limburg und will einige der Quellen in seinen Unterricht einbauen. Die normalen Fortbildungen

würden erstens nur selten angeboten und seien dann oft zu wissenschaftlich und zu statisch. Beck fehlen da „der Bezug zu Lebensbereichen und auch die Regionalität“. Fortbildungen wie die im Eintracht-Museum seien eine gute Brücke zum Schulalltag.

Auch Volker Schäfers Erwartungen an die Fortbildung sind voll erfüllt worden. „Vor allem für Jugendliche, die in Vereinen aktiv sind, ist das lebenssecht“, sagt der Religionslehrer der Wilhelm-Filchner-Schule in Wolfhagen. Seine Kollegin Marlen Leist-Koh-

lenberger stimmt ihm zu. „Zu diesen Aspekten findet man nichts in den Geschichtsbüchern“, sagt die Geschichtslehrerin. Die Beispiele würden den Schülern sicher helfen zu lernen, dass nicht alles von Beginn an gleichgeschaltet war.

Volker Schäfer hatte noch Zeitzeugen erlebt, die in Konzentrationslagern gefangen waren. „Die gibt es aber nicht mehr“, glaubt der 50-Jährige. Der Bezug zu einem Fußballverein und auf die Lebenswelt der Jugendlichen mache „Geschichte wieder ein Stück erlebbar“, findet Schäfer.